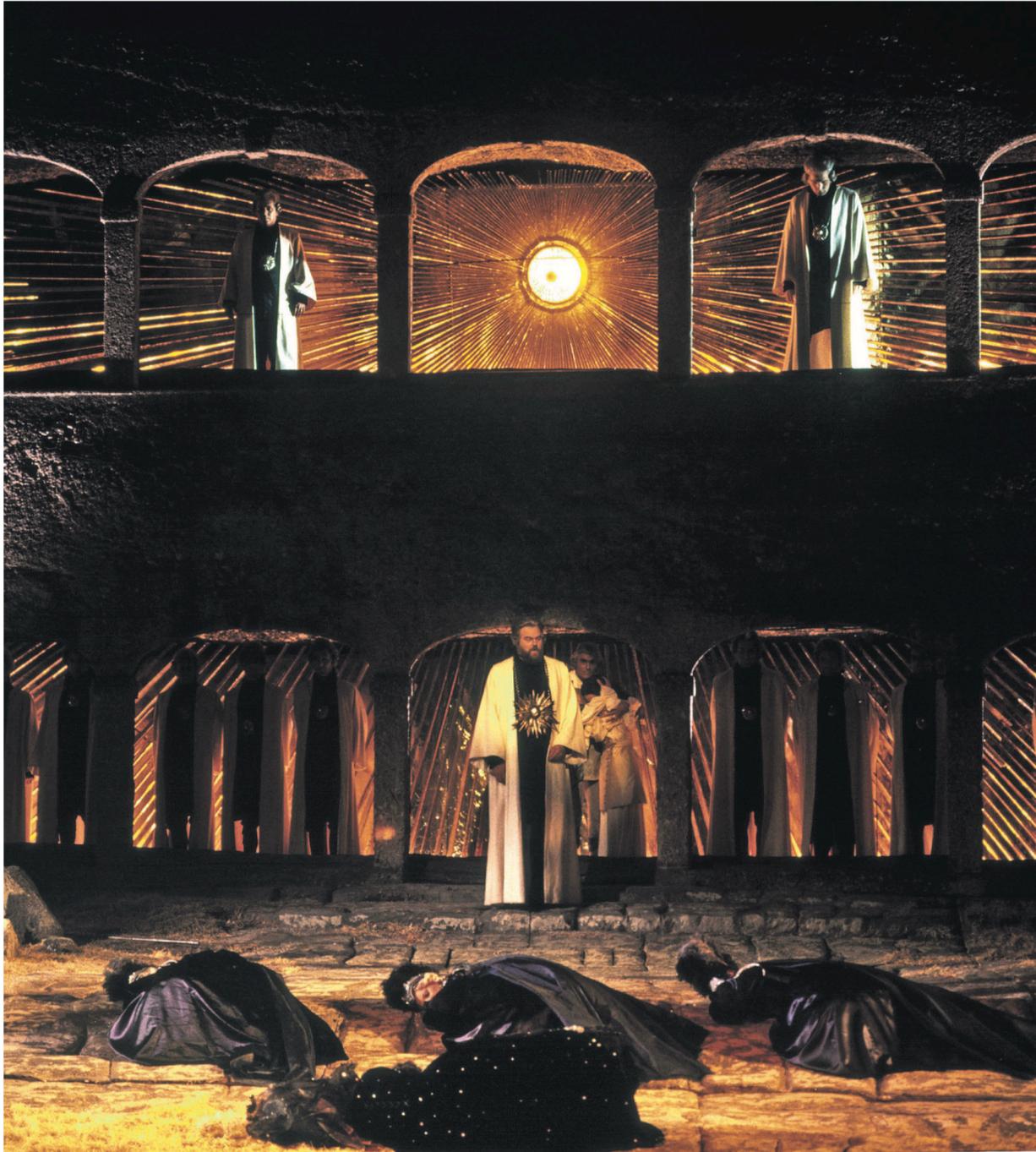


Schikaneders Geheimnis: Ein Wort!



„Die Strahlen der Sonne“ – Finale der legendären Salzburger Inszenierung Jean-Pierre Ponnelles mit Martti Talvela als Sarasro.

Mysterium »Zauberflöte«: Aus der Vorstadtkomödie wurde ein **Dauerbrenner** des internationalen Repertoires. Keine Oper wird häufiger gespielt. Und das alles nur wegen dem bisschen Freimaurerei?

◆ VON WILHELM SINKOVICZ

Mit Mozarts Singspielen, der etwas älteren „Entführung aus dem Serail“ und vor allem mit der „Zauberflöte“, beginnt cum grano salis bereits Ende des 18. Jahrhunderts der sogenannte Opern-Repertoirebetrieb.

Tatsächlich ist die „Zauberflöte“ nach 1791 nie von den Spielplänen verschwunden. Obwohl oft vorgebracht wurde, das Libretto Emanuel Schikaneders sei mutwillig aus den damals üblichen Versatzstücken volkstümlicher Komödiantik zusammengezimmert. Anhand des Theatermachers eigener Fortsetzung – dem von Peter von Winter komponierten „Labyrinth“ – war heuer anlässlich ihrer Wiederaufführung bei den Salzburger Festspielen trefflich zu studieren, wie ein solches Stück wirkt, wenn kein Mozart seine Musik darüber ausgeschüttet hat.

Mozart als Volkslied-Schöpfer. Mozarts Genialität also! Sie nahm den Volkstheater auf, der sich für die komödiantischen Papageno-Szenen anbot, die sich Schikaneder selbst auf den Leib geschneidert hatte. Einzelne Nummern wurden tatsächlich zu Schlagern, klangen sie doch, als hätten die Großeltern sie schon geträllert. Zu den frühesten publizierten Werken Beethovens zählen nicht von ungefähr Variationszyklen über „Zauberflöten“-Melodien.

Freilich: Da finden sich dann auch Anleihen an komplizierteren musikalischen Formen. Schon in der Ouvertüre begegnet uns Fugiertes und, späterhin singen die Geharnischten gar eine Art barocker, kontrapunktischer Choral-Bearbeitung.

Und der festliche Ton der Szenen der Eingeweihten verweist uns angelegentlich





lich auf den Konnex zum Freimaurertum. Über wenige musik- und theatergeschichtliche Aspekte ist so viel publiziert worden wie über die maurerische Symbolik, die sich in diesem Werk wiederfinden lässt. Oder die man „hineininterpretieren“ kann – ganze Bände sind gefüllt mit penibel abgezählten Takten und Achtelnoten, die auf Riten und Symbole der geheimen Gesellschaft verweisen sollen.

Allein: Selbst wenn Mozart Zeit genug für solche Zahlenspiele gehabt hätte – wen hätten diese interessieren sollen? Wie viele der Besucher des wienischen Vorstadttheaters, für das die „Zauberflöte“ entstand, waren schon Freimaurer? Was hätten die, die es nicht waren, daran so aufregend finden können, dass sie per Mundpropaganda den Auftakt zum singulären Siegeszug einer Oper gegeben hätten?

»Mann und Weib und Weib und Mann, reichen an die Gottheit an.«

Wer das Stück liebt, nimmt es mit der Geheimnistuerei nicht so genau, auch nicht mit den angeblichen „Brüchen“, die Dramaturgen in der Handlung ausgemacht haben. Geht es nicht vielmehr um einen menschlichen Aspekt, den jeder Theaterbesucher mitbekommt, den aber die Kommentatoren bemerkenswerterweise meist aussparen? „Mann und Weib und Weib und Mann, reichen an die Gottheit an“, singen die Prinzessin und der Vertreter des niederen Standes, Papageno – und ist es nicht präzise der Zauber des Wörtleins „und“, der uns das Ende der Oper begreiflich werden lässt?

Der Zauber des Wörtleins „und“. Wer besteht die Prüfungen? Nicht Tamino, der Prinz. Sondern Tamino und Pamina. Wer zieht in den Weisheitstempel ein, in dem zuvor so unflätig gegen „die Weiber“ gewettert wurde? Nicht Tamino als neuer Herrscher, sondern Tamino und Pamina.

Vielleicht ist es dieser, scheinbar so harmlose, in Wahrheit aber revolutionäre – oder sollten wir besser sagen: göttliche? – Aspekt, der das Interesse lebendig gehalten hat. „Die Zauberflöte“ führt jedenfalls die Statistiken an, ist eine der mit Abstand meistgespielten Opern, nebst Bizets „Carmen“, Verdis „Traviata“ und Puccinis „Bohème“.

Wobei die italienischen und französischen Publikumsfavoriten variieren können, die „Zauberflöte“ aber unangefochten über die Jahrzehnte ihren Spitzenplatz behauptet hat.

Keiner entgeht der „Zauberflöte“. Ein Blick auf die aktuellen Spielpläne beweist das. Wenn wir davon ausgehen, dass, wie Studien belegen, im deutschen Sprachraum pro Saison etwa 35 Millionen Menschen eine Opem-aufführung besuchen, ist die Chance, dass sie dabei eine Aufführung der „Zauberflöte“ erwischen, nach wie vor verhältnismäßig hoch.

Im November 2012 beginnt in den deutschen Opernhäusern sogar eine

regelrechte „Zauberflöten“-Schwemme. In Berlin, wo die Deutsche Oper neun „Zauberflöten“-Aufführungen, verstreut über die gesamte Saison zeigt, gibt auch die Staatsoper im Schillertheater das Werk, neunmal bis Ende Dezember, dann noch zweimal im Mai. Am 25. November hat überdies eine Neuinszenierung durch den Hausherrn Barrie Kosky an der Komischen Oper Premiere. Fanatiker könnten also allein in der deutschen Hauptstadt mehr als zwei Dutzend Mal in die „Zauberflöte“ gehen.

In München hat man das Werk ebenfalls im November im Repertoire, ebenso in Hamburg, wo man die legendäre Achim-Freyer-Inszenierung von Ende November bis Mitte Jänner gleich zehnmal zeigt.

Erklecklich ist auch die Wiener „Zauberflöten“-Bilanz 2012/13. Helmut Lohners Volksoper-Inszenierung kommt Ende Jänner wieder auf den Spielplan und wird dann bis Ende Juni 14-mal gezeigt. Geradezu bescheiden gibt sich daneben das große Haus am Ring, das nur fünf „Zauberflöten“ in dieser Spielzeit ansetzt.

Zum Vergleich: In Londons Covent Garden Oper leitet Julia Jones immerhin neun Vorstellungen von David McVicar's Inszenierung – einige davon übrigens mit Simon Keenlyside in der Schikaneder-Rolle des Papageno.

Scheitern mit dem sicheren Tipp. Angesichts der Popularität des Titels ist es nicht weiter verwunderlich, dass auch sommerliche Festspielveranstalter gern die „Zauberflöte“ ins Programm nehmen. Nicht immer sind die Bemühungen, dem Werk mit illustren Besetzungen zu besonders luxuriösen Wiedergaben zu verhelfen, von Erfolg gekrönt. Den Salzburgern sitzt der Schrecken von 1974 noch in den Knochen:

Salzburg erlebte 1974 den Totalabsturz der Oper – trotz Karajan und Strehler.

Giorgio Strehler und Herbert von Karajan – die Kombination der beiden Begehrtesten ihrer Zunft hätte zu Höhenflügen führen sollen. Sie endete in einem Totalabsturz! Dafür sah man in der Felsenreitschule über Jahre hin eine Inszenierung von Jean-Pierre Ponnelle, die alle, die sie erleben durften, bis heute als maßstabsetzend empfinden. Keine Produktion des Salzburger Festivals ist so oft wiederholt worden wie diese. Neun Spielzeiten lang war sie ausverkauft!

Auch die Veranstalter der Bregenzer Festspiele erinnern sich an eine höchst erfolgreiche „Zauberflöte“ und setzen im kommenden Sommer noch einmal auf Mozarts Erfolgsstück. Auf der Seebühne wurde das Werk bereits 1985 in der Ära Alfred Wopmanns in einer legendären Inszenierung von Jérôme Savary zum Publikumsmagneten. Wopmanns Nachfolger, David Pountney, inszeniert zu seinem Abschied nun selbst. Seine Neuproduktion wird 2013 und 2014 – also im ersten Jahr der neuen Intendantin, Elisabeth Sobotka – auf der Seebühne zu sehen sein und vermutlich über 300.000 Interessenten locken... ///

DIE ZAUBERFLÖTE

Die Uraufführung der „Zauberflöte“ (1791) ist kein Sensationserfolg, doch erlebt Mozart noch die steigende Zuneigung des Publikums zu seiner letzten Oper.

Einen »zweiten Teil« des Erfolgsstücks dichtet Schikaneder 1789, acht Jahre nach Mozarts Tod. Peter von Winter komponiert die Musik.

Johann W. v. Goethe hat sich bereits 1795 an einer „Fortsetzung“ versucht, lässt sie unvollendet liegen. Das Fragment wird 1802 gedruckt, findet jedoch keinen Komponisten...

EMANUEL SCHIKANEDER



In Straubing

kommt der nachmalige Impresario und Komödiant am 1. September 1751 zur Welt. Zunächst Mitglied von Wanderbühnen, spielt Schikaneder ab 1780 am Wiener Burgtheater.

1791, kurz vor Mozarts Tod, gelingt der entscheidende Erfolg: „Die Zauberflöte“ wird im Theater auf der Wieden uraufgeführt.

Das Theater an der Wien (Eröffnung: 1801) wird in Schikaneders Auftrag errichtet,

finanziert durch die Einnahmen, die der Erfolg der „Zauberflöte“ beschert; und mit Zuwendungen durch den Kaufmann Bartholomäus Zitterbarth.

Seit 1802

besitzt Schikaneder die später von Operettenmeister Franz Lehár erworbene Villa in Nussdorf.

Am 21. September 1812

stirbt Schikaneder in Wien. Geistig verwirrt, hatte er 1811 ein Vermögen durch die Geldabwertung verloren.